



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Studien. I .

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stärke wegen seines zu großen Liberalismus vom Vatikan verworfen! — Man wird durch nichts besser auf den Geist des letzteren schließen können.

Wenn man im Vatikan noch fähig ist zu lernen, so wird man jetzt lernen müssen, und zwar, daß die Hoffnung auf eine Unterwerfung des Staates, auf eine Rückkehr zum alten Zustand, auf eine neue Priesterherrschaft eine Thorheit ist. Will die Kirche ihre wahre Mission, ihren hohen Zweck wieder aufnehmen, so muß sie es thun, indem sie die bestehenden Verhältnisse anerkennt und innerhalb derselben sich an der großen Humanitätsarbeit, dem Wirken für das wahre Heil der menschlichen Gesellschaft betheiligt. — Nicht die Gesellschaft, die von den großen, nothwendigen, naturgemäßen, unabweisbaren Entwicklungsgesetzen beherrscht wird, auch nicht die wahre Kirche, deren Reich nicht von dieser Welt ist, haben sich zu unterwerfen, sondern der Syllabus-Papst und die entartete rückwärtliche selbstsüchtige Partei, die die Kirche zu einer Domäne für sich gemacht, sie in Gegensatz zum Leben gesetzt und sich selbst für die Kirche ausgegeben hat und zu welcher der Vater Curci, wenn er auch gegen die schlimmsten Auswüchse seine Stimme erhebt, Kraft seiner Grundanschauungen mit gehört. Aber diese Partei wird nicht hören, wird nicht lernen, wird sich immer dem Strome des menschlichen Fortschritts entgegenstemmen, bis sie in seinen Fluthen wird begraben sein, und auf ihr Haupt würde die Schuld fallen, wenn schon vorher — zu Vieler Heil, aber auch zu Vieler Unheil — die Kirche selbst in Trümmer fiel. Wird der neue Papst im Stande sein dem Falle Einhalt zu thun?

Pariser Studien.

I.

Unter dem Titel „Aus dem wahren Milliardenlande“ hat soeben ein „deutschschreibender“ Ungar, *May Nordau*, zwei Bände Pariser Studien und Bilder*) erscheinen lassen, die Jedem, der die normalen und anormalen Funktionen des „Gehirns der Welt“ mit Interesse verfolgt, namentlich aber Jedem, der sich anschickt die Pariser Weltausstellung zu besuchen, zu sorgfältiger Lektüre und als ein Mittel zu rascher und kenntnißreicher Orientirung über eine große Anzahl der wichtigsten Pariser Eigenthümlichkeiten empfohlen werden können. Denn

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1878.

zunächst sind diese elegant ausgestatteten zwei Bände weit besser und inhaltsreicher als ihr bizarrer Titel verräth. Man könnte nämlich nach dem Titel annehmen, diese Arbeit sei nur eine tendenziöse Gegenschrift, ein Werk der „Gegenrevanche“ wider das berufene Pamphlet des französischen Schweizers „Herrn Tissot, die „Reise im Milliardenlande“. Leider hat der Verfasser dem Zauber dieses geschmackvollen Titels nicht widerstehen können. Aber er selbst weist die Tendenz zurück, die man darunter suchen könnte. „Da er sowohl Frankreich als auch Deutschland aus eigener, mehrjähriger, gewissenhafter Beobachtung kennt, da er speziell in Paris als Arzt seit fast drei Jahren in der Intimität zahlreicher Franzosen lebt, hat er angesichts der Ungerechtigkeiten des Tissot'schen Buches, die um so odioser sind, als Herr Tissot, der Schweizer, nicht die Entschuldigung patriotischen Grolls für seine Feindseligkeit hat, und angesichts der stereotypen Lobhudeleien, zu denen sich seit Jahrhunderten jeder Schilderer von Paris verpflichtet glaubt, dem vom simpelsten Gerechtigkeitsgeföhle eingegebenen Drange nicht widerstehen können... Der Verfasser war bemüht, ebenso objektiv und unparteiisch zu bleiben, als Herr Tissot voreingenommen und gehässig war, und hofft, daß sein Buch nicht verbitternd, sondern ausöhnend wirken werde.“

Diese Hoffnung ist gewiß berechtigt, wenn sie auch für denjenigen, der vom unparteiischen Beobachter nur die Ergebnisse seiner Studien verlangt, schon zu vielversprechend ist. Mehr aber, als daß er sine studio (d. h. ohne Tendenz) und sine ira beobachtet habe, will im Grunde der Verfasser auch nicht sagen. Und sein Werk beweist das. Freilich werden andere Mängel desselben dem deutschen Leser kaum entgehen, den Eindruck eines vollendet harmonischen Gemusses trüben. Wir stellen den Tadel, den wir aussprechen müssen, an die Spitze, weil er in unsern Augen die guten Seiten des Werkes nicht überwiegt, und um uns im Folgenden vorzugsweise mit diesen beschäftigen zu können. Tadelnswerth finden wir vor allen Dingen Stil und Sprache. Freilich ein „deutschschreibender Ungar“ hat das Buch verfaßt. Aber schmerzlich genug berührt uns trotzdem alle Augenblicke die harte Behandlung unsrer Sprache. Schon das k. k. österreichische Schriftdeutsch wird uns Deutschen draußen im Reich recht sauer. Aber vollends dieses transleithanische Deutsch der Stephanskrone ist stellenweise kaum zu ertragen. Zahllose Beispiele könnten aus diesem Buche gegeben werden, in denen Wort- und Satzbildung absolut falsch ist, *contre le genie de la langue* wie der Franzose in solchen Fällen vernichtend urtheilt. Wenn das Werk, wie wir ihm aufrichtig wünschen, mehrfache Auflage erlebt, muß es die erste Sorge des Verfassers und der Verleger sein, in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen. Man mag sich hier ja nicht auf das abgestumpfte Sprachgeföhle der großen Masse berufen, die mit ihrer täglichen Zeitungslektüre

Grenzboten II. 1878. 33

eine Unmasse der größten sprachlichsten und stilistischen Verstöße geduldig hin-
nimmt. Denn für die Masse sind diese größtentheils feinen Beobachtungen
nicht geschrieben. Und der Kreis, an den sie sich vorzugsweise wenden, wird durch
die jetzt vorliegende sprachliche Form immer verstimmt bleiben.

Ein größerer Fehler aber, der kaum auszumerzen sein wird, der mit der
Beobachtungs- und Bildungsart des Verfassers zusammenhängt, ja mit seiner
Weltanschauung, ist sein Mangel an wirklich historischem Sinn. Man braucht
nur das einzige Kapitel „das Grab Napoleon's“ zu lesen, um dafür die
stärksten Beweise zu erhalten. Völlig verloren für den Verfasser scheinen die
reichen, auf eine weit längere und gründlichere Beobachtung des französischen
Volkes — als sie dem Verfasser beschieden war — und eine wirklich histo-
rische Auffassung gegründeten Forschungen unsres Karl Hillebrand. Wer
so wie der Verfasser urtheilt über Karl X. und Louis Philipp in seinem
Kapitel über das Quartier Latin, so über den Kartätschenhagel der Rue Transnonain
wie er in seinem Kapitel „Belleville“, so über Thiers und Lanfrey, Napoleon I.
und III. wie er im „Grab Napoleon's“, ist noch nicht weit hinausgekommen
über die mythenbildende, phrasenhafte Geschichtserzählung der Pariser Klubs oder
Boulevards. Auf der einen Seite gewinnen wir aus dieser harmlosen, mit der
Auffassung der Pariser Bevölkerung beinahe Schritt haltenden Erkenntniß der
wirklichen Geschichte, die Ueberzeugung, daß der Verfasser gewiß nichts berichtet,
was den Traditionen des Parisers zuwiderläuft. Andererseits aber erfüllt uns diese
Art von historischer Auffassung doch mit gerechtem Zweifel, ob er zu feinen
so oft angestellten Versuchen zu geschichtlicher Betrachtung genügend vorbereitet,
ausreichend kritisch geschult sei. Dieser Zweifel wirkt dann nicht selten seine
Reflexe in Gestalt von bedenklichen Fragezeichen auf das, was er genau zu
kennen und zu schildern vielleicht berufen ist. Endlich ist die Arbeit auch nicht
frei von auffallenden Widersprüchen, die sich wohl nur daraus erklären, daß hier,
ohne nochmalige eingehende Prüfung und Feile zu verschiedenen Zeiten Entstan-
denes in Eins zusammengearbeitet worden ist. Dahin gehört z. B. das Ende
des Abschnittes über das Quartier Latin im Vergleich zu dem Anfang der Schilder-
ung von Belleville. Dort wurde uns versichert, das alte historische Quartier
Latin, wie es vor einem Menschenalter bestand, sei heutzutage von Grund
aus verwandelt, und hier ist es auf einmal wieder „die gelächter- und gefang-
erfüllte große Studentenherberge“.

Aber wenn wir uns auch vorbehalten, einige dieser jedem prüfenden Leser
in die Augen fallenden Mängel des Werkes gelegentlich mit Beispielen ein-
gehender zu belegen, so wiederholen wir doch, daß sie die Vorzüge des Buches
nicht überragen, daß der Verfasser für den größten Theil seiner Abhandlungen
die volle Sachkenntniß besitzt, daß er höchst mannigfaltige und höchst charakte-

ristische Abschnitte des Pariser Lebens und der Entwicklung der Weltstadt, wie sie heute geworden ist, fesselnd behandelt, daß er allen diesen verschiedenartigen Betrachtungen zu Grunde legt einen ganz neuen Gesichtspunkt der Beurtheilung, den des welterfahrenen, vielseitig gebildeten, belehrten Arztes, und vorzugsweise von diesem, wenn man will engen, doch jedenfalls vollkommen sicheren und stoffbeherrschenden Standpunkt aus, zu einer Fülle der wichtigsten und überraschendsten Folgerungen gelangt.

Wir glauben unsern Lesern in den reichen Inhalt des Buches am besten Einblick zu verschaffen, wenn wir die wichtigsten Abhandlungen des Verfassers in beiden Bänden und deren Ergebnisse einzeln vorlegen.

Der erste Band, auf den wir uns vorläufig beschränken, zerfällt in zwei Hauptabschnitte: „Schauplatz und Akteurs“ und „Pariser Leben“. Der erste ist, wenn auch der Gegenwart ihr volles Recht dabei widerfährt, mehr geschichtlicher Natur, der zweite hat es fast ausschließlich nur mit den modernen Lebensformen der Pariser Gesellschaft zu thun. Der zweite Band dagegen führt gewissermaßen die in der zweiten Hälfte des ersten gegebenen Hauptschablonen des heutigen Pariser Lebens im Einzelnen, in der Form verschiedener Typen aus. Er zerfällt in die Hauptabschnitte „Portraits und Chargen“, „Fest- und Jahrestage“, „Typische causes celebres“, „die Wandlungen der Revanche-Idee.“ Nur von dem Inhalte des ersten Theils des ersten Bandes soll in diesem Artikel die Rede sein.

Der Verfasser beginnt den ersten Band, der uns zunächst den „Schauplatz und die Akteurs“ vorführen soll, mit einem lesenswerthen Gesamtüberblick über „die Stadt und ihre Bewohner“, die wunderbare Anziehungskraft und die ungeheuren Widersprüche, die Paris schon in seinen hervorragendsten Bauwerken, seinen Straßen bietet, die kolossale Anhäufung an kunst- und kulturgeschichtlichem Anschauungsunterricht, den die ungeheure Stadt auf Schritt und Tritt, in ihrem Leben und Treiben, vornehmlich in den Schätzen ihrer Sammlungen, bietet. Wenn man bedenkt, was Jahrhunderte hier zusammengespart, gesammelt und gestohlen haben, so muß man in der That dem Verfasser beipflichten, wenn er sagt: „wenn Paris zerstört würde, so wäre in die Weltkultur eine ungeheure Lücke gerissen; die Geschichte der Kunst, der Erfindungen, der Entdeckungen könnte nicht mehr vollkommen geschrieben werden; es würden große Kapitel fehlen, welche die vereinigten Anstrengungen der gesammten übrigen Menschheit nicht mehr wiederherzustellen vermöchten“. Das Alles mag man einwenden, ist aber nicht neu, die Bedeutung dessen, was Paris bietet, kann man in jedem Reisehandbuch nachlesen; was durch eine Zerstörung der Stadt der ganzen Menschheit verloren ginge, mag das Ergebnis eines einfachen Subtraktionsexempels sein. Dem Verfasser ist diese Einleitung aber

auch nur das Mittel um die eine Seite der Medaille, die Stadt Paris, im Gegensatz zu ihrer Bevölkerung zu zeigen und damit der Frage näher zu treten, ob man mehr berechtigt sei, Paris „das Haupt und Gehirn der Menschheit“ zu nennen, oder von Paris zu reden als dem „Freudenhaus und der Kloake der Welt“. „Ich glaube, sie haben Beide recht,“ meint Nordau. Es kommt nur darauf an, auf welchen Standpunkt der Beurtheilung man sich stellt, und was man unter dem Begriffe „Paris“ versteht. Man sollte einen Unterschied zwischen der Stadt und der Bevölkerung machen; die erstere ist das Wesentliche, die letztere das Zufällige; die Stadt ist das Dauernde, die Bevölkerung das Wechselnde.“ Und in seinen später folgenden Studien über die Pariser Bevölkerung ist Nordau durchaus originell. „Drehen wir aber die Sache um,“ sagt er da — nachdem er Paris „das Mekka der Menschheit, das große Hauptarchiv der Zivilisation und der meisten unserer modernen Erziehungenschaften“ in großen Zügen geschildert hat — „und fragen, ob auch die Bevölkerung von Paris, aus dieser klassischen Umgebung herausgehoben, und in einen andern Rahmen gefaßt, noch immer wäre, was sie heute ist, oder mindestens, wofür sie von manchen oberflächlichen Beurtheilern gehalten wird und wir werden zu einem eigenthümlich verschiedenen Resultate gelangen.“

„Ich weiß, daß man den Parisern in frühern Jahrhunderten nachgerühmt hat, daß sie geistreiche, liebenswürdige, leichtbewegliche, kindlich heitere und gutmüthige Menschen seien. Man nehme diese Beschreibungen zur Hand, und wandere, ein neuer Diogenes, von der Porte Maillot bis zur Place du Trône, um die Person zu finden, auf die sie paßt! Man wird seine Zeit verlieren wie Diogenes die seine verloren hat. Der Pariser, den ich stündlich vor mir sehe, und den ich kenne, ist das Gegentheil von Alledem.“ Der Pariser ist nach Nordau nicht dümmere, als der Durchschnittsmensch der Gegenwart gewöhnlich ist, aber auch nicht klüger. Die Liebenswürdigkeit des Parisers hat etwas von der unangenehm offiziellen Zuvorkommenheit des Kellners, die nach dem Trinkgeld schreit, sie erwärmt uns nicht, weil sie uns nicht individuell zugewendet wird, sie ist so allgemein und unpersönlich wie die landesväterliche Liebe zu den Unterthanen. An einer viel späteren Stelle des Buches, bei der Schilderung der Pariser Kafé's, wird diese Art von Liebenswürdigkeit sehr hübsch eingehender auf ihren gemüthlichen Gehalt geprüft. Dort kommt der Verfasser zu dem Resultat, daß der Fremde und Einheimische mit Leichtigkeit in jedem Kafé mit einem ihm wildfremden Pariser in ein interessantes Gespräch sich einlassen könne; ja bei täglicher Unterredung mit demselben Manne könne sich allmählig eine bis zum Du-Komment steigende Vertraulichkeit entwickeln kein Gebiet allgemeiner Interessen bleibe möglicherweise unberührt — und dennoch werde der Pariser im Grunde seines Herzens gegen den Andern immer

reservirt und kalt bleiben, ihn z. B. nie über die Schwelle seines Hauses, in seine Familie einführen. Auch die Heiterkeit des Parisers hat nach Nordau eine starke Beimischung von Bosheit und Plattitüde, beinahe von Gassenjungenhaftem, und „was endlich die Gutmüthigkeit des Parisers betrifft, so hat ihn dieselbe nicht verhindert, in der großen Revolution im Juni 1848 und noch zuletzt während der Kommune recht garstige Dinge an Greisen, Frauen und Kindern zu verüben.“

Den Widerspruch zwischen den Schilderungen, welche ältere Reisende vor fünfzig, vierzig, dreißig Jahren von dem Pariser entworfen haben, und seinem wirklichen Charakterbild von heute erklärt der Verfasser an der raschen und progressiv wachsenden Durchsetzung der autochthonen Bevölkerung mit fremdartigen Elementen. „Von den 1,980,000 Menschen, die nach der neuesten Volkszählung innerhalb der Wälle von Paris leben, ist schwerlich die Hälfte hier geboren: von kaum einem Achtel waren beide Eltern geborene Pariser und ich zweifle, ob man in Paris 10,000 Individuen finden wird, deren Vorfahren durch drei Generationen väterlicher und mütterlicherseits echte Pariser gewesen sind.“ Wir halten diese Beweisführung für wenig überzeugend. Denn die Voraussetzung ihrer Richtigkeit ist doch zunächst, daß zu der Zeit, als jene älteren Reisenden ihre Beobachtungen niederschrieben, in Paris eine fast ungemischte Bevölkerung echter Pariser Kinder seßhaft gewesen sei. Dafür bringt der Verfasser absolut keine Beweise bei und kann es auch nicht. Denn schon damals ist Paris der große Magnet gewesen, der alle Glücksjäger aus dem weiten Frankreich, und einigen mehr oder weniger angrenzenden Ländern, jedenfalls alle hervorragend guten und schlechten Elemente der Nation unwiderstehlich anzog. Wieviele von den großen Namen, die etwa heute vor vierzig, fünfzig Jahren in Paris glänzten, sind denn am Ufer der Seine in der alten Lutetia geboren? Kaum ein Einziger; und so könnte bis in's Einzelste nachgewiesen werden, daß das Zahlenexempel, das der Verfasser für unsre Gegenwart aufstellt, um das Verhältniß der zuströmenden Glücksjäger zu der eingeseffenen Bevölkerung zu beweisen, schon vor fünfzig Jahren etwa dieselben Proportionen, zu Anfang des Jahrhunderts fast noch ungünstigere zeigte. Die Wandlung des Pariser Volkscharakters liegt daher unseres Erachtens noch in anderen Ursachen, als denen der steten Invasion gemeiner Streber: in dem Wandel der Zeiten, d. h. in dem Erlöschen des Idealismus, der in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts nicht bloß die Jugend, sondern das gesammte Bürgerthum der Hauptstadt erfüllte, da es damals noch um seine heiligsten Rechte und Errungenschaften mit der Restauration von Feindesgnaden kämpfte; in der Erschütterung der nationalen Zucht und Pietät, welche so häufige und gewaltsame Staatsumwälzungen unausbleiblich mit sich führen; in der ungeheuren sittlichen Ver-

wilderung, welche das zweite Kaiserreich, neben wirklich Großem, das Frankreich ihm nie vergessen sollte, in den zwei Jahrzehnten seines Bestehens, mit Behagen im Volke anstiftete: in der geist- und willentödtenden klerikalen Erziehung u. s. w. Der Verfasser selbst erkennt alle diese Mächte des Verderbens an andern Stellen wohl und legt seinen Finger an die offenen Wunden. Wir werden ihm darin folgen.

Von bemerkenswerther Originalität und Neuheit ist das Bild, das der Verfasser uns unter dem wenig entsprechenden Titel „Paris im Schlafrock“ aufrollt. Es ist das Bild der Stadt, die der Fremde nie zu sehen bekommt, und in welcher doch der bei weitem größte Theil der Einwohner seine Tage, mindestens seine Kindheit, hinbringen muß, die Rückseite jener glänzenden Medaille der Boulevards, Plätze und Avenüen, die Seitenstraßen, in denen der Pariser Kleinbürger sein Heim aufgeschlagen hat. Hier ist uns der forschende Blick des praktischen Arztes besonders werthvoll. Hier sind die Straßen eng und dumpf, ohne Luft und Licht; wie über Glasscherben oder Eisennägel rasseln die Fuhrwerke mit höllischem Gerumpel über die spitzen Steine des Pflasters. Nicht zwei Fußgänger können sich auf dem Trottoir ausweichen. Der Boden ist zu jeder Jahreszeit kothig und feucht. Die Häuser thurmhoch, schmal, nüchtern, schmucklos. Im Erdgeschoß niedrige Läden, an die sich rückwärts ein dunkles, stickiges Gemach anschließt, das häufig den Ladenbesitzern als Wohnung dient. In diesen *arrières-boutiques* ist die Tuberkulose endemisch. Der Hofraum im Innern der Häuser gleicht in seiner Enge einem tiefen, feuchten, finstern Brunnenschacht oder einem verrauchten Schlot, und dennoch dient er, im ersten Stock mit einem Glasdach überwölbt, meist noch als Werkstätte. Jedes Loch, „in das ein gut gehaltener Hund nicht bei mörderischem Hagelwetter kriechen würde, wird noch um einige Fünffrankenthaler an einen bejammernswerthen Flickschuster vermietet.“*) Das Haus zählt fünf bis sieben Stockwerke und ist bis unter den Dachfirst bewohnt; die obersten Wohnungen haben die Fenster in der Decke. Die Treppen sind stets aus Holz, übel beleuchtet, spiegelglatt und darum gefährlich. Die Wohnung des Parisers in diesen Straßen ist ein Muster von Enge und Unbequemlichkeit. Gewöhnlich haben die Mittelklassen über vier bis fünf Zimmer zu verfügen: einen lichtlosen Vorssaal, einen stolzen „Salon“ mit einem oder zwei Fenstern nach der Straße, Marmorkamin, der natürlich unheizbar ist, und sonst aufs Feinste ausgestattet; einen kleinen und meist dunkeln Speisesaal; zwei bis drei

*) Für den häßlichen, dem Wohl und Weh Anderer beinahe unzugänglichen Egoismus des Franzosen sind namentlich auch die französischen (und französisch-schweizerischen) Pensionate, in welche deutsche Eltern ihre Kinder so gerne senden, meist ein klassisches Beispiel.

Schlafzimmer von liliputanischen Dimensionen; meist kommt dazu noch ein bienenzellenartiger Keller, in dem einige Stücke Kohle und ein paar Flaschen Wein Unterkommen finden. Die Höhe der Wohnräume gestattet sehr häufig, mit dem erhobenen Arm die Decke zu erreichen. Fenster und Thüren schließen schlecht und die Thüren sind so schmal, daß größere Möbel von der Straße aus durch die Fenster eingehoben werden müssen; Doppelfenster sind unbekannt. Kein Wunder, daß der Pariser kein trauliches Verhältniß mit seinen vier Wänden unterhalten kann. Selbst sein Bett ist durchschnittlich schlecht, und mit dem Inhalt, den die Schränke der Frauen offenbaren, ist es meist, nach deutschen Begriffen wenigstens, sehr übel bestellt. Nur die neueste Mode ist hier zu sehen. Sie wechselt so rasch, daß eine größere Anhäufung von Kleidern, Wäschstücken zc. selbst beim Reichen eine Thorheit wäre. Dagegen ist hier ein Berg von Toiletteartikeln zu sehen. Unbeholfen und unpraktisch ohne Gleichen ist die Pariserin der Mittelklasse in der Küche. Der Pariser Bourgeois nährt sich schlecht und unvernünftig. Fleisch nimmt er nur in ganz ungenügender Menge zu sich; mit dünnen Suppen, schlechtem Brod, salatförmigen Kräutern, Käse und Hülsenfrüchten stopft er sich voll. Dazu kommt der Genuß einer schrecklichen Menge alkoholhaltiger Flüssigkeiten aller Art. Davon wird später noch eingehender die Rede sein. Das ist das Pariser Leben am häuslichen Heerde der Mittelklassen!

Das merkwürdigste Gegenbild zu diesen Bürgerwohnungen und Straßen bietet das „Faubourg St. Germain“, der Sitz der alten legitimistisch gesinnten Aristokratie Frankreichs. Die geschmackvolle Feinheit, die wunderbare Stille, die geflißentliche Zurückhaltung dieses Viertels ist wohl selten so reizvoll geschildert worden, wie von dem Verfasser, ebenso die Eigenart der Bewohner, denen er nur eine allzugroße, geschichtlich nur ungenügend beglaubigte Abstinenz von den Staatsinteressen und Staatsgeschäften der Nation seit der Vertreibung Karls X. beimißt. Keineswegs bloß der Herzog von Gramont hat diese Schranke, welche der legitimistische Geburtsadel sich selbst gezogen, durchbrochen. Doch im Ganzen hat der Verfasser ja recht. Wenn der Bourbonismus nicht so völlig und so unglaublich einfältig wäre, man könnte nur mit vollster Achtung und jedenfalls nicht ohne Rührung wahrnehmen, mit welch treuem Glauben diese feinfühligsten Menschen auf die Wiederkehr der Roy vertrauen. Inmitten der pietätlosen und geschichtslosen Gesinnung der ganzen übrigen Pariser Gesellschaft, bietet dieses Häuflein edler Familien ein Seitenstück zu jenen Franzosen der westlichen Departements, die mitten im cynischen Rausche der Julitage den Wagen des vertriebenen Karl X. mit Küffen und Blumen umdrängten, um als letztes Andenken an die Königsfamilie ein Handküsschen von den unschuldigen kleinen Königskindern zurückzuempfangen. Doch wie diese Gesinnung

ist das ganze Faubourg St. Germain passé. Auch in diese aristokratische Abgeschiedenheit dringt die brutale Spitzhacke des Demolisseurs.

„Das Quartier Latin“, das der Verfasser zunächst betrachtet, und das uns aus den Schilderungen älterer Reisender und Romanciers so bekannt war, wie kaum irgend ein anderes Viertel von Paris, ist dagegen der rücksichtslosen Gleichmacherei der Gegenwart bereits erlegen. Die alten Gassen und die alten Häuser sind verschwunden; die gewundene schattige Rue Laharpe ist zum breiten stolzen Boulevard St. Michel geworden, ein ganzes Labyrinth erinnerungsreicher Gäßchen und Plätze hat dem Boulevard St. Germain Platz machen müssen, der mitten in das Herz des alten Quartiers eingedrungen ist, und an die Stelle der wunderlichen Häuser aus dem Jahrhunderte des „großen Königs“ sind neue Prachtbauten von sechs und sieben Stockwerken getreten, in denen die Zimmerchen klein und die Miethpreise groß sind. „Die größere und schmerzlichere Veränderung aber haben die Bewohner des Quartiers erlitten. Der Student von heute tritt nicht in die Fußtapfen seines Vorgängers, dessen einziger Stolz seine Geistesfreiheit, dessen größter Reichthum seine Jugend und dessen schönstes Vorrecht Idealismus und Illusionen waren. Der Student von heute ist vornehm geworden, der Rost der Blasirtheit hat die spiegelnde Fläche seiner Seele angenagt; er ist zu zwanzig Jahren in all seinen Gefühlen so alt und verwelkt und verstaubt, als hätte er schon eine vierzigjährige Wanderung durch die Wüste des Lebens hinter sich. Er ahmt die abgeschmackte Haartracht Copoul's und die affectirte, zungen- und lippenfaule Sprachweise der Gommeux nach und ist selig, wenn man ihn für den ersten besten gehirnerweichten Pöpol von Kaffee Tortoni hält.“ Selbstverständlich hat auch das alte, leidlich naive Verhältniß zwischen Student und Grisette längst aufgehört. An die Stelle der Letzteren ist die gemeine Cocotte getreten. Es riecht nun auch im Quartier latin nach Fäulniß wie in der Gegend der Maison Dorée. Die Cocotte verachtet die Liebe und macht sich über die Poesie lustig; sie singt keine Beranger'schen Lieder und pflegt keine Nelkenstöcklein; sie blickt mit unsagbarer Geringschätzung auf eine Arbeiterin hinab und rühmt sich kein anderes Geschäft zu verstehen, als thörichte junge Leute rasch und gründlich an Seele und Leib zu ruiniren? Kurz: „das echte gute alte Quartier latin ist ein Ding der Vergangenheit und was die Zeit an seine Stelle gesetzt hat, läßt uns sein Verschwinden nur um so tiefer beklagen.“

Es liegt nahe, daß der Verfasser nach der Stadt der alten Pariser Studenten die Stadt der Pariser Arbeiter, „Belleville“, einer näheren Betrachtung unterzieht, da Studenten und Arbeiter so oft zusammen auf den Barrikaden gestanden und gefallen sind. Auch hier räumt der Verfasser mit einer ganzen Anzahl sentimentaler Illusionen auf. Seine Schilderung des Aeußeren von „Belle-

vile“ entspricht ungefähr jenem Normal=Elendsbild, welches der „Vorwärts“ und andere sozialistische Vollblutblätter als den unabänderlichen Typus der Wohnstätte des Arbeiters zeichnen. Das Neue und Wahre, das Nordau der Natur entnimmt, ist jedoch der reale Schmutz dieses Arbeiterviertels, den der „Vorwärts“ bekanntlich an Arbeiterseiten nicht kennt. In den sozialistischen Organen ist der Arbeiter immer „so reinlich und so zweifelsohne“, bei Nordau stroht das Quartier, in dem die Kommune das Licht der Welt erblickte, von Schmutz, den lediglich die Arbeiter, nicht die Bourgeois zu verantworten haben. Greulich verwahrlost ist das Familienleben in dieser Brutstätte des Volksstaates nach dem Herzen der Sozialisten. Die seltenste Ausnahme bildet die legitime Ehe. Mit der „Freundin“ paart sich der „Arbeiter“ in freier Liebe, bis er glaubt, daß es Zeit sei, ein anderes Verhältniß einzugehen. Viele Paare halten freilich auch Jahrzehnte nebeneinander aus, ohne jemals die Förmlichkeiten des Standesamtes oder gar der Kirche passirt zu haben. Sammervoll ist die Kindheit derer, die aus solcher Verbindung hervorgehen. Beneidenswerth ist verhältnißmäßig noch das Schicksal der Kinder, die vom frühen Morgen bis zum Abend sich selbst überlassen, auf den Straßen sich herumwalgen, bleich, verhungert, von einer starrenden Schmutzschichte überzogen, und des Abends ungerufen ihren Wohnungen zuschleichen, um vielleicht etwas zu essen zu bekommen. — Sie kennen doch wenigstens diejenigen, die sich ihre Eltern nennen und empfangen von ihnen in guten Stunden wohl auch ein Liebeswort. Aber neun Zehntel aller Arbeiterkinder von Belleville und Montmartre werden von den unnatürlichen Eltern jenem Surrogat der Findelhäuser, der Assistance publique übergeben, d. h. auf Kosten der Gemeinde großgezogen! Wie es hier mit der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse der Kindheit, mit der Sterblichkeit der armen kleinen Wesen bestellt ist, das lehrt jeder statistische Bericht der betreffenden Aemter. Der Verfasser wird sich ein Verdienst erwerben, wenn er die neuesten dieser Berichte einer zweiten Auflage seines Buches beifügen wird. Sie bieten eine schaurige Illustration zu den gemeinsamen Kinderstuben des Volksstaates der Zukunft!

Wir sagten, es sei allein die Schuld der Eltern, nicht Unvermögen derselben, die sie veranlaßt, die heiligsten Bande des Blutes und die Pflichten, die selbst das Thier bis zur letzten Kraft übt, so mit Füßen zu treten. Wir sind dem Verfasser besonders dankbar, daß er in dieser Hinsicht so reiches Material zur Beurtheilung bietet. Er hat einen großen Theil seiner Zeit in Paris in den Spitalern verbracht, deren größter Bestand sich allezeit aus diesen Kreisen rekrutirt, und er hat bei Hunderten und Tausenden erkundet, wie sie die Tage der Gesundheit und ihren Erwerb zu verwenden pflegten. Da ist denn sicher, daß Mann und Weib, die eine Arbeiterfamilie gründen, fast Alles

ihrem Vergnügen opfern. Ist das Tagewerk vorüber und das Mahl rasch eingenommen, so sucht alle Welt auf die ortsübliche Weise sich zu unterhalten. „Die Einen füllen die Trinkstuben und politisiren bei endlosen Libationen von Absinth und Branntwein: die Andern frequentiren die Tanzstuben, aus denen bis Mitternacht wüstes Gejohl und Gelächter und schrille Weibestimmen und das triste Gedudel einer verstimzten Fidel auf die Gasse hinaus-tönen.“ Wenn der Arbeiter „älter wird, beginnt der Alkohol ausschließlich von ihm Besitz zu ergreifen und erniedrigt ihn zu der Stufe der Verthierung zu dem „*abrutissement*“, das ein trauriges Charakteristikum des alten Duvriers von Paris ist.“

Die „Arbeiterin“ aber, die von Romanschriftstellern so sehr verhimmelt worden, ist im Grunde um kein Haar besser, eher noch schlimmer als der Duvrier. In dieser Hinsicht, hat wie wir hier einschalten, schon Alphonse Daudet in der Heldin seines tapferen ersten Romans seinen Landsleuten das klare, wenn auch unschöne und widerliche Bild der Wirklichkeit vorgehalten. Nordau bestätigt Daudet's Schilderung vollkommen. Das Hundertfousstück bildet das ganze Leben hindurch das einzige Ideal der Pariser Arbeiterin. „Als kleines Kind kokettirt sie im Park des Buffes-Chaumont, wo sie an sonnigen Nachmittagen herumvagabundirt, mit den schmutznasigen Rangen der Nachbarschaft, und es bleibt nicht einmal immer beim Kokettiren. In die Schule geht sie nicht oder ganz kurze Zeit. Wenn sie sich zur ersten Kommunion vorbereitet, erregt im Katechismus das Dogma von der unbefleckten Empfängniß ihr heimliches Geficher. Zu zwölf Jahren wird sie in die Lehre gethan, und erhält von den älteren Arbeiterinnen im Atelier die erste theoretische Anleitung zu den Lebensfreuden, die sie bald darauf auf den Nachtbällen und in den Cremerien von Belleville kennen lernt. Tagüber arbeitet sie wohl mit großer Emsigkeit, allein während der Arbeit begehen in ihrem Gehirn schmutzige Gedanken tolle Orgien, die sie zum Theil nach Feierabend in einem rasenden „*Chahut*“ verwirklichen kann. Wenn sie nur einen einzigen Liebhaber hat, wird sie vom ganzen Quartier als ein unfasßbares Muster von Tugend und Keuschheit angestaunt und verehrt; aber der Fall ist fast beispiellos. Unglaublich schmutzig an Person und Wäsche ist die *Ouvrière* von einer wahnwitzigen Eitelkeit auf ihre äußere Erscheinung; „*elle soigne ses dessus*“, wie man in Paris sagt; und so arm und elend ist keine, daß sie nicht eine Keispulverschachtel in ihrem Besitze hätte. Sie hat alle Instinkte, alle Thorheiten, alle Verdorbenheiten der Reichen, dabei aber eine Gemüthsrohheit, die eine fatale Folge der Erziehungslosigkeit ist. Nervös wie eine Krage, kapriziös wie ein Papagei, herzlos wie ein Eunuch, erfüllt sie das Bewußtsein, Pariserin zu sein, mit einer souveränen Arroganz.“

Wer nun etwa denken möchte, daß der Verfasser die Schattenseiten pro-

letarischer Wirthschaft mit besonders mißgünstigem Auge verfolge, der lese sein Kapitel über die „Champs Elysées“, wo er den hohlen Glanz der Reichen und Geschwollenen und des geschmückten Lasters und das grobe Gepränge der bürgerlichen Hochzeitskutschen so treu schildert; der lese die furchtbar wahren Einzelheiten, die der Arzt aus der Geschichte und den bis in die jüngsten Tage reichenden Erfahrungen des nun abgetragenen „Hôtel Dieu“ — des alten Spitals von Paris — giebt. Die Menschenpein und Herzlosigkeit, die hier unter dem Namen Gottes an den „Gästen Gottes“ von den frommen Dienerinnen Gottes geübt und zugelassen wurde, spottet jeder gedrängten Wiedergabe, man muß das im Original nachlesen. Auch das Kapitel über die Cafés zeugt von durchaus selbständigem Urtheil des Verfassers; denn das Pariser Café pflegt ja den Fremden mit am meisten zu blenden. Aber in seiner Geringschätzung der Pariser Cafés gegenüber den Wienern spricht bei dem Verfasser doch wohl das österreichische Nationalgefühl etwas zu lebhaft mit. Sehr hübsch ist namentlich die Schilderung des Café Procope, das von Voltaire bis Gambetta fast alle literarischen und parlamentarischen Berühmtheiten von Paris zu Stammgästen zählte. Hier berüht sich der Kellner seiner „Intimität“ mit Gambetta und setzt mit einer feinen Mitance von Ueberlegenheit hinzu: „Uebrigens ist Herr Gambetta nicht der Kunde, auf den wir am stolzesten sind. Sehen Sie dort, in der Ecke, den Marmortisch? An diesem Tische ist Herr v. Voltaire fünfzehn Jahre lang täglich gefessen und hat seine Briefe an seinen Freund, den König von Preußen, geschrieben.“ Freilich, der Kellner des Café Procope muß das wissen.

Mit einer Richtigstellung der Begriffe, die der Ausländer sich, verleitet durch englische Bezeichnungen und Vorstellungen, von den Pariser Klubs oder Cercles macht, schließt der erste Theil des ersten Bandes. Nordau erklärt diese Gesellschaften fast ausnahmslos für Spielhöllen, für den kümmerlichen Ersatz der Häuslichkeit, mit dem das immer mehr in Paris überhandnehmende Junggesellenthum seine Abende und Nächte ausfülle. Und er weist an glaubhaften französischen Quellen nach, daß nicht selten die Wucherer, die den Mitgliedern des Cercles zu ungeheuren Zinsen Spielbarlehne machen, die Weinlieferanten, welche die Mitglieder betrügen, die Unredlichen, welche die Gesellschaft bestehlen, selbst Mitglieder sind.

Wir wenden uns nunmehr zunächst zum Leben der Pariser.